

Das Luxusauto.

Von Hans Ratonet.

Vor einem exquisiten Juwelengeschäft steht ein Luxusauto. Es ist die kostbarste Limousine, die je mit 120 Pferdewerten durchs Land gefahren ist. Um den Wagen ist es schwarz von Seiden, ein Tischchen zum Nickerchen, verschiedene Beschläge zum Herausziehen, der Boden mit diesem Perler belegt, die Wände mit Seidengobelin ausgefalten, Aufseher und ein herrliches Möbelschmeißer an einem an der Wand befestigten Kräftelisch. Es gibt genug zu bewundern, und der Platanenbleibst allererst zu erstarren übrig bei Betrachtung der Kasse, die, bekrönt, den Innereisen Mechanismus des Komforts spielen lassen.

Das Volksgemüt gerät in Wallung. Nach kaum es sei möglich. Aber in seinem Innern arbeitet es. Die Augen mancher Leute sind ganz hoffnungslos trübe und verfinstert, und um ihren Mund senkt bleiche Resignation: „Da ist nicht zu machen, wir sind und bleiben arme Luvers.“ Weiter geht ihr Sinnen nicht. Sie fragen nicht, warum, und nicht, ob es so sein muß in alle Ewigkeit. Sie wissen nur, wir sind arme Luvers. Ein tiefes, großes Schweigen verhängt jede weitere Regung.

Gleich einem Tropfen Essigsäure ist das Luxusauto in die mit Mißgunst denartete eines noch jungen, aber armen Menschen gefallen. Nun ist in ihm alles in Ferlegung. Die Wohnung von den ungeheuren Möglichkeiten des Menschen schließt ihn auf. Er sieht: wer in diesem Wagen fahren kann, ist Herr des Lebens. Wie kommt es, daß einem aller Triumph, dem anderen nichts als Kummerlichkeit beschließen ist? Menschenlotterie. Der Mensch wird aus einem Kieselsteinstrahl gezogen. Der liebe Gott selbst zieht. Auf hunderttausend Platen kommt ein Treffer. Der junge Mann blickt auf seine von der Arbeit roten und verbehten Hände und halt sie zu fassen. Noch ist sein Los nicht entschieden. Vielleicht ist er — Treffer. Nur um dieser Hoffnung willen ist das Leben noch erträglich.

Ein ältliches, vulgäres Mädchen mit einer ziemlich deutlich ausgeprägten Vergangenheit bekommt einen herrlichen Anfall. In tausend Stücke möchte man so einen Wagen zerhacken, freit sich. Das Volk hungert und die „vollgefressenen Wänter“ fahren in solchen Autos rum. Was Deibel! Sie haßt uns und wird dabei noch häßlicher. Umwehen möchte man den Wagen und anzubieten. Ihr Atem fliegt. Keine Hand rührt sich. Einige murmeln jaghaft: „Was!“

Ein etwas kompromittierter Herr mit dunklem Badenbart, Brille und Schlapphut ergreift das Wort: „Werte zu zerhacken ist absolut zwecklos. Wir müssen uns vielmehr die Frage vorlegen, ob bei der heutigen Wirtschaftslage Gewinne, die zur Anschaffung eines solchen Wagens geboten, stichlich gerechtfertigt sind. Und da komme ich allerdings zu dem Ergebnis: Kein Wirtschaftszweig kann heute folche Lebensschüsse erzielen, ohne daß sie produktiver Arbeit und Anwendung entzogen werden. Welchem Produktionsprozeß mag wohl der Mehrwert entstammen, der dem glücklichen Exprobrateur die Anschaffung eines solchen Autos ermöglicht? Würde er auf den kostbaren Wagen und den ganzen Lebensgenuss, der dazu gehört, Verzicht leisten, dann könnte er diesen Aufwand denken, um den Produktionsprozeß, dem er solchen Unternehmensgewinn verdankt, zu verbilligen. Somit hat sich der Reize dieses Auto auf Kosten der Allgemeinheit angehaßt.“

Nach diesem Exkurs bogte sich der markigste gefasste Träger des Badenbarts, des Schlapphutes und der Brille

mit ediger, fischer Schulter einen Weg durch die Menge und verschwand.

Ein Gemurmel blieb zurück, das unzufrieden klang. Das Volk hat für umfangreiche Perioden nicht viel übrig. Das öffentliche Mädchen feste teils gegen das Auto, teils gegen den Schlapphut. Einige dachten darüber nach, ob der Kiefengewinn des Autobefahrers aus ihren teuer bezahlten Schuhen, dem Kleiderlohn oder dem Bissen Brot herrsche. Es wird ihnen ganz todtend heiß bei dem Gedanken, daß alles besser sein könnte, wenn es nicht heute gäbe, die partout solche Autos haben wollen.

Da öffnete sich die Tür des Juwelengeschäfts; der Jubel machte ein tiefes Kompliment hinter einen jungen, sehr schönen Dame und einem vornehmen Herrn. Die Leute bildeten vor dem Paar wie auf Kommando eine Humme Walle. Dem öffentlichen Mädchen mit dem heftigsten Schminkegeräusch mit hörbarem Geräusch der Mund auf. Der junge Mensch prägte sich die Haltung des nicht viel älteren Herrn tief ein. Seine Augen sind voll Tränen. Ein anderer schälte mit der Jungs. Die mit dem hoffnungslosen, träben Blick denken: Wir sind arme Luvers in Ewigkeit Amen. Der Chauffeur turdet an. Jetzt drängt sich wieder alles an den Wagen und harret mit einem letzten Blick auf das Paar in seiner Gerichtlichkeit. Das emeritierte Mädchen bemerkt breit und mit Vergnügen: „Aber verzeihet mir für die doch nicht!“ Dann gleeitet das Auto lautlos fort.

Amerika, du hast es besser.

Die New Yorker Mietwohnung.

Der „Einfluß von Amerika“, der schon früher eine sehr beliebte Persönlichkeit gewesen ist, ercheint uns jetzt als der von mühseligen Schauer umgebene Sendling aus einem irdischen Paradies. Die Macht, die der Dollar bei uns besitzt, läßt uns immer wieder vergessen, daß er drüben auch nur ein Dollar ist. Wie die Amerikaner leben, davon haben die meisten von uns überhaupt nur recht nebelhafte Vorstellungen. Wohl hören wir aus der dort manchmal von Wohnungsnot und Dienstbotenfrage, pflegen sie aber gern einzureden, daß die Amerikaner, wenn sie kein Dienstmädchen bekommt, einfach in ein „Boardinghouse“ geht, womit das Problem dann gelöst ist. In Wirklichkeit birgt das häusliche Leben auch jenseits des großen Wassers, gerade so wie bei uns, manche Schwierigkeit; allerdings ist es dem praktischen Sinn der Amerikaner öfter gelungen, diese Hindernisse zu überwinden.

Die Einzelheiten über die hauswirtschaftlichen Verhältnisse des amerikanischen Mittelstandes, die Muriel Harris in einer englischen Zeitung bringt, ergeben denn auch in ihrer Zusammenfassung gar kein unerfreuliches Bild. Zwar scheinen die Mieten in New York auf den ersten Blick außerordentlich hoch zu sein. Die normale vierzimmer-Wohnung findet man selten unter einem monatlichen Mietpreis von 55 bis 80 Dollars. In den besseren Stadtbezirken — der New Yorker bevorzugt mit grünenhügeligen Straßen, die dem Fremden vor anderen nichts vorauszuhaben scheinen — ist eine Miete von 160 Dollars nicht ungewöhnliches. Junge berufstätige Ehepaare müssen sich daher vielfach auf Wohnungen in sehr äheln Stadtbezirken entschließen, und man findet in diesen Straßen immer das eine oder andere recht anständig aussehende Haus, zu dem man jedoch nicht gelangen kann, ohne über die kleinen Kinder von ruffischen Juden, Italienern oder Spaniern zu stolpern, die überall auf dem Trottoir herumtrotzen. Dabei fragen auch in diesen Gegenden die Mieten häufig. Die Weltlage der Wohnungsmacht macht sich kaum irgendwo so drückend bemerkbar wie innerhalb des engen Umkreises der Insel Manhattan, auf der

neuer Raum nur noch in der Richtung nach oben zu finden ist. Die Höhe der Mieten ist aber, auch abgesehen von der Annehmlichkeit der Wohnungen nicht ganz ungünstig, und zumal wenn man seine Hausarbeit selbst tut, wohnt man in New York nicht so unermäßig teuer, wie es scheint. Daß man ohne Dienstmädchen auskommt, ist dabei allerdings Vorbedingung. In diesem Fall aber werden die Kosten der Haushaltsführung trotz der großen Miete durch die Bescheidenheit, die in dem Mietpreis einbezogen sind, und den niedrigen Preis sonstigen Zubehörs weitlich ermäßigt. Die Entlohnung ist im Kreis gegangen. Die geringe Auslastung, Dienstboten zu bekommen, und die Schwierigkeit, ihre Ansprüche zu erfüllen, haben die allgemeine Verbreitung dieser Voraussetzungen so gefördert, daß sich jetzt eine Einstellung der Arbeit ermöglichen läßt, die im ganzen nicht mehr Mißverhältnis als wenn man gezwungen ist, mit unzureichenden Dienstboten den Haushalt in Gang zu halten. Die Miete für die Durchschnittswohnung in New York schließt freie Heizung und Warmwasser in sich. Die Hausbesitzer versuchen zwar, diese Bequemlichkeit zu verküpfen, finden dazu aber im Gesetz keine Handhabe. Das Telefon gehört ohne weiteres dazu; es gilt nirgends als Luxus. Es gibt ohne seine Wohnung ohne ein gutes Badezimmer. Der Raum für die Küche hat man in vielen Fällen fast beschränkt, und das geschaffen, was man „Kitchenette“ nennt. Sie sind so groß, daß man in der Mitte stehend, alles, was man braucht, mit der Hand erreichen kann. Eine solche Küche enthält in der Regel einen guten Gasherd, dessen neue Modelle alle so angebracht sind, daß man, ohne sich zu bücken, daran weiterarbeiten kann, ferner einen Eisschrank, ein großes Behälter für Boraxen und anderes Geschirr und ein säuberes, weiter unten angeordnet, dessen Platte gleichzeitig als Tisch dient, und ist häufig in einer porzellanenen Auszug. Zur Ausstattung der Küche gehören endlich noch zwei fest angebrachte Wasserdübeln mit Zuleitung von warmem und kaltem Wasser, die ebenfalls als Tisch benutzt werden können. Die Haupt-schwierigkeit der Küche bildet die nahe Nachbarschaft des Gasherds und des Eisschranks. Die ständige Benutzung von Eis, das mindestens im Sommer nicht entbehrt werden kann, erleichtert die Aufbewahrung von Boraxen und macht stich-schärfe, Boraxentwässerung, Kellern und was dergleichen mehr ist, überflüssig. Die Verwendung des Gasherds verursacht nur geringe Kosten; die Einrichtung wird nicht besonders bezahlt, und der Gasverbrauch läuft kaum ins Geld. Nicht viel anders verhält es sich mit dem elektrischen Strom, der eben- falls in Benutzung ist. Das Schließen der Feuerung erleichtert überdies die Heizung. Was es auch eine Heberzeugung sein, wenn manche Leute erzählen, die New Yorker Haushaltungen würden fast mit Dienstboten mit Elektrizität versehen, so ist es doch richtig, daß man es sehr geschickt verstanden hat, sich auf diese Weise Erleichterungen zu verschaffen. Der elektrische Strom verfließt in der Naturumreiner, der ebenfalls in keinem Haus fehlt. Meistlich ist es mit der elektrischen Plättchen; viele Frauen bringen sie sich in die Wohnung mit, da sie überall leicht angebracht werden kann. Wie sehr man sich daran gewöhnt hat, sich überall der Elektrizität zu bedienen, kann man auch in den Hotels beobachten. Es ist eine ganz allgemeine Gewohnheit, seine elektrische Platte, seinen Ofen oder seinen Kocher mitzuführen und sich das Frühstück auf dem Zimmer zubereiten. Auf dem Frühstückstisch steht ein elektrischer Kaffeeapparat und ein Kocher zum Sieden der Eier, und der Kaffeepapparat ist ebenfalls angegeschlossen. Selbst die Nähmaschine wird gewöhnlich elektrisch betrieben. Dies alles wird durch den geringen Preis des elektrischen Stroms möglich gemacht. Andererseits es fordern die elektrischen Apparate sorgfältige Behandlung und eine gewisse Intelligenz, und sind daher gewöhnlich da am besten insand, wo man sich keine Behebung hält.

und Onkel Theodor gab Töne von sich, deren Schamlosigkeit dem ausgepörrten Bruder draußen das Blut stittlicher Empörung zu Kopfe trieb. „Bejud hast du?“ entrüstete sich Herr Siegfried Aman, „Vielleicht gar Damenbejud, weil du so schönst?“ „Ja!“ „Schäme dich!“ „Das geht dich gar nichts an! Schämere dich um dich! Um dich und um deinen Sohn!“ Herr Siegfried Aman donnerte während gegen die Tür, „Stillsieds wegen bin ich ja gerade bei dir! Wo ist er?“ „Bei der Flora.“ „Bei welcher Flora?“ „Bei Miß Flora, der Schwendbänderin! Oder fätter ihr mir nicht den Auftrag gegeben, ein Verhältniß für ihr zu suchen? Na also! Miß Flora ist sein Verhältniß. . . Und jetzt laß mich in Ruhe!“ Onkel Theodor schloß schon wieder, und Herr Siegfried Aman stand vor der verschlossenen Tür und konnte nur ingrämige Flüche in sich hineinmurmeln. Eine Schwendbänderin hatte der Junge zur Freundin, — nach einer Portiersstocher eine Gauklerin, die auf Jahrmärkten herumzog? War der alte Narr denn ganz übergeknapp? Abermals donnerte Herr Siegfried Aman gegen die Tür. „Höre, Theodor, ich will genoue Auskunft haben! Wer ist diese Miß Flora? Und wo wohnt sie?“ „Abgereist ist sie“, antwortete da eine fette weibliche Stimme, „ein neues Engagement hat sie gestern angetreten in Hamburg, im Lindltheater.“ Herr Siegfried Aman glaubte zu träumen. „Wer sind Sie?“ fragte er. „Marietta“, kam es liebenswürdig von drinnen zurück. „Was für eine Marietta?“ „Die Tänzerin.“ „Und jetzt laß uns in Ruhe“, schloß Onkel Theodor grob die Tür. „Du hältst uns auf. Wir haben Besseres zu tun, als uns mit dir zu unterhalten.“ Herr Siegfried Aman griff sich an der Kopf. Ein

Die Liebe des jungen Stillsieds.

Roman von Hermann Wagner.

(17. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Das war Herr Siegfried Aman durchaus nicht. Und noch weniger war das Frau Cäcilie Aman. Denn wo war Stillsied? Ob es vielleicht Tante Aene war? Böllig in Tränen aufgelöst, eine Mutter, die ihren einzigen Sohn in der Platanen schon bleich und mit durchdringender Schläfe irgendwo am Waldrande liegen sah, war sich Frau Cäcilie Aman in die Arme der frommen Schwägerin.

Mein Tante Aene war über den derzeitigen Aufenthaltsort Stillsieds ebenjenermaßen informiert. Sie wußte nur zu sagen, daß der Verschwendete noch vor wenigen Tagen in ganz verzweifelter Stimmung bei ihr gewesen sei, um Rat und Hilfe zu erbitten. Nach einer Stunde habe er verlangt, an der er sich aufrichten könnte. Da habe sie ihm geraten, sich zum Irdischen abzuwenden. Denn auf allem Irdischen lasse der Fluch.

„Seit drei Tagen schon ist er fort, ohne auch nur eine Zeile zu hinterlassen!“ jammerte Frau Cäcilie Aman. „Ihr habt ihn in den Tod getrieben! Auf euer Haupt kommt sein Blut!“

„Nicht gleich so exaltiert, liebe Cäcilie“, bremste Tobias Lunte. „Der Junge wird sich nicht gleich erschöpfen haben.“

„Hast du noch Hoffnung? Aber wo könnte er denn sein?“

„Ich an deiner Stelle“, meinte Tobias Lunte, „würde ihn in der Gegend suchen, wo die Gasse wohnt. Dort wirst du ihn noch am ehesten finden.“

„Ausgeschlossen“, widersprach Tante Aene, „so charakterlos ist Stillsied nicht.“

„Wenn er es doch wäre“, murmelte Frau Cäcilie Aman gepreßt.

„Ich will mich zu Kriebels hingehen“, schloß Tobias Lunte vor. „Vielleicht wissen die etwas über seinen Verbleib.“

Tante Aene protestierte. „Auf keinen Fall!“

„Doch“, beschwor Frau Cäcilie Aman ihren Schwager.

„Ich will dir ewig dankbar sein!“

Tränenüberströmt kam sie wieder heim, um sofort das Bett aufzujuchen und sich kalte Kompressen auf den schmerzenden Kopf legen zu lassen. Da es ihr unmöglich war, einzuschlafen, ohne Trostworte zu hören, so mußte sich Rosa, das Stubenmädchen, ihrer annehmen.

Diese tat, was ihr nur irgend möglich war. Glücklichweise hatte sie schon mehrere Bräutigame gehabt und konnte deshalb von sich sagen, sie rede aus Erfahrung. Riefte einer von den vielen, die sie geliebt hatten, hatte sich ungerührt, als sie ihm untergeordnet war, obwohl zwei von ihnen diesen Vorzug ernsthaft begehrt hatten. Ja, gerade diese zwei, beklagte sich Rosa, seien es gewesen, die sich am schnellsten mit einem anderen Mädchen getraut hätten . . .

Frau Cäcilie Aman schüttelte den Kopf und lächelte vertraut. „Nicht alle Männer sind so, Rosa“, sagte sie. „Ich zum Beispiel kannte in meiner Jugend einen Mann, einen allerersten Künstler, der —“

Zwischendurch hatte sich Herr Siegfried Aman zu seinem Bruder Theodor begeben, um zu referieren, ob dieser nichts über den Verbleib Stillsieds wisse. Er mußte ein halbes Dutzendmal an der Tür läuten, ehe von drinnen endlich die wütende Frage kam, wer sich denn untersehe, zu hören.

„Ich bin es, Theodor“, rief Herr Siegfried Aman, „ich — dein Bruder Siegfried!“

„Es tut mir leid. Ich kann dich nicht reinlassen.“

„Ich hab' Bejud.“

Ja, Onkel Theodor hatte Bejud, und zwar einen sehr lieben. Marietta war bei ihm, Marietta Witzenblau, die Dame mit der schmerzstillenden Gesichtszug. Sie war eben damit beschäftigt, das trale New zu unterhalten.

